

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 31 (2018)
Heft: 11

Artikel: Die Stadt in 30 Jahren
Autor: Petersen, Palle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-816423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Stadt in 30 Jahren



Mehr Freiräume, Platz und Zeit
Wie sieht eine hoffungsvolle Zukunft
aus? Die Illustratorin Carline Staffle
hat ihre Stadt als Collage gebaut, als
schönere und bessere Welt. Sie soll
allem dann lebenden und imaginären
Wesen ein höheres Zusammen-
leben beschreiben. Doch die Harmonie
hat auch etwas Beklemmendes.
www.carlinestaffle.com

Hoffnungsvoll bis düster – acht Expertinnen wagen eine Prognose, wie es in dreissig Jahren um die Stadt steht, um den öffentlichen Raum, um die Agglomerationen und die ländliche Schweiz.

Aufgezeichnet: Palle Petersen

Ist sie eine Plusenergiestadt?

Eine Plusenergiestadt muss sie gar nicht sein. Der Planet absorbiert jährlich sieben Milliarden Tonnen CO₂, und so dürfen wir pro Kopf global etwa eine Tonne ausstossen, ohne dass der Planet umkippt. In Ländern wie der Schweiz liegen wir heute locker zehn Mal darüber. Es geht also um sämtliche Ressourcen, um Materialkreisläufe und um Konsum. Die Energie ist dabei ein wichtiger Baustein, und für die Stadt heisst das: Gebäude und Apparate, Mobilität und Transport, Abfalltrennung und Wasseraufbereitung werden deutlich weniger Energie verbrauchen.

Die USA verfolgen dabei den Weg der reinen Effizienz. Als Ingenieur bin ich natürlich überzeugt, dass unsere Geräte und Solarzellen noch effizienter werden. Überhaupt, die Strahlungsenergie der Sonne wird die Hauptrolle spielen. Trotzdem stellt sich die Suffizienzfrage: Brauche ich wirklich einen begehbaren Kühlschrank mit Eisspender? Da ist Europa mit seinem moralisch-humanistischen Ansatz weiter, und darum werden auch hier die ersten tragbaren Städte sein. Vielleicht Kopenhagen, dann Stuttgart, Freiburg oder Zürich?

Werden Städte zu Stromkraftwerken, entsteht Wärmeabfall. Auch eine Solarzelle mit vierzigprozentiger Effizienz – heute liegen wir bei der Hälfte – produziert sechzig Prozent überschüssige Wärme. Vielleicht werden wir sie im Boden speichern und nachts abgeben. Sicherlich werden wir nicht alle Energie in der Stadt im engeren Sinn produzieren, sondern auch die Autobahnen und Landstrassen als Energiefinger nutzen. Das sind bebaute Flächen, und Asphalt heizt sich prächtig auf. Überhaupt bleibt das Prinzip von Stadt und Umland gültig. Wie Urban Farming die Stadt nicht wird versorgen können, gilt das auch für den Energiebedarf der Industrie. Sauber wird sie dennoch.

Die grösste Crux aber ist die Majority World. Bis auch die afrikanischen, asiatischen und südamerikanischen Städte tragbar sind, brauchen wir locker nochmals dreissig Jahre länger. Wir müssen die richtigen Modelle also rasch entwickeln und exportieren, denn der Klimawandel macht an keiner Grenze halt.



Matthias Schuler (60) lehrt Umwelttechnik an der Harvard University und ist Mitbegründer des Energie- und Klimaberaters Transsolar. Dieser berät weltweit bekannte Architekturbüros und plant derzeit an der Europacity in Paris und der Masdar City in den Vereinigten Arabischen Emiraten.

Ist die Agglomeration zur Stadt geworden?

Zunächst sollten wir uns vom Wort Agglomeration trennen. Es ist lieblos und negativ besetzt. In der Planung müssen wir über räumliche Strukturen sprechen, so wie wir als Architekten von Bädern und nicht von Nasszellen sprechen sollten. Aber ich sehe das Problem: Nach dem Zweiten Weltkrieg haben wir die Ränder und Einzugsgebiete der grossen Städte kaputtgemacht. Infrastrukturen haben die Dorfkerne wie Maulwürfe untergraben. Wir haben Wünsche aufsummiert, ohne jeden übergeordneten Gedanken.

Diese Strukturen, eine Folge des Siedlungsbaus der klassischen Moderne, müssen wir nun umbauen. Ob uns das in den nächsten dreissig Jahren gelingt? Ich bin skeptisch, denn letztlich sind politische und rechtliche Fragen zentral, nicht gestalterische. Wir haben verlernt, Stadt zu bauen, weil wir verlernt haben, gemeinschaftlich zu denken. Wenn wir unsere materiellen und privaten Ansprüche nicht ändern, wird die bauliche Entwicklung deshalb so weitergehen. Leider lehrt die Geschichte, dass sich ohne echte Krisen wenig ändert.

Was mich hoffnungsvoll stimmt: Vor dreissig Jahren hätten wir dieses Gespräch nicht geführt. Ressourcenfragen interessieren die Mitte der Gesellschaft heute stärker. Ob daraus ein politischer Wandel wird und wir die überholten Baugesetze und Zonenpläne neu schaffen? Ich glaube hier am meisten an kleine Gemeinden, weil der Apparat von Ämtern und Instanzen kleiner ist. In günstigen Konstellationen wäre es wohl möglich, angewandte Forschung zur räumlichen Reparatur zu betreiben. Gelingt es, hier und da einmal auch nur einen Strassenzug anders zu planen, könnten gute Beispiele entstehen und sich verbreiten. Wir brauchen frische Ansätze, wie man mit kleinen Implantaten und Interventionen zerstörten Siedlungsstrukturen und Landschaften eine räumliche Ordnung zurückgibt. Das hat mit der europäischen Stadt des 19. Jahrhunderts freilich wenig zu tun, denn heute gibt es kein dominantes Bürgertum mehr. Wir leben in einer pluralistischen Gesellschaft. Diese einer gemeinschaftlichen Idee unterzuordnen, das ist der Weg.



Peter Märkli (65) ist Architekt in Zürich und emeritierter ETH-Professor. Für Glarus Nord entwickelte er Baugesetze, die vom öffentlichen Raum und vorhandenen Baustrukturen ausgehen, dafür aber auf der Parzelle weniger regeln. Mit Auszonungen verknüpft wurde die Vorlage abgelehnt.

Wer baut sie und woraus?

Wer die Stadt baut, ist einfach: Menschen. Die Vorfertigung im Werk wird zunehmen, weil die Präzision höher, das Klima stabiler, die Arbeitssicherheit einfacher und die Bauzeit kürzer sind. Interessanterweise nimmt dabei aber die Anzahl der Arbeiter nicht ab. Im Gegenteil: Das Handwerk und seine Ethik werden aufgewertet, Spezialisten sind gefragt. Und für die Montage auf der Baustelle sind Roboter sowieso ungeeignet.

Woraus sie gebaut ist, ist komplexer: Schon heute werden mineralische Rohstoffe knapper, vor allem Sand und Kies. Wir werden darum weniger mit Beton bauen müssen. In den entwickelten Industrienationen werden sich die Städte zunehmend als Minen verstehen. Im Sinne von Kreislaufökonomien werden wir Ressourcen nicht mehr abbauen, sondern aufbereiten und ganze Bauteile wiederverwenden. Da sind Holz und Stahl klar im Vorteil, denn sie lassen sich ohne Qualitätsverlust wiederaufbereiten. Auch Lehm, heute ein Nischenprodukt, wird in den nächsten dreissig Jahren zum Massenprodukt. Dank neuer Technologien werden wir weiche und schwache Werkstoffe zurückerobert. Tetra Paks kann man schreddern und zu Platten pressen, die dank ausgeklügelter Geometrien sogar als tragende Baustrukturen taugen. Pilze statt Chemie werden Bretter zusammenkleben. Schon heute lassen sich Kohlefasern züchten, die so hart wie Karbon sind.

Ausserdem stehen wir vor einem Paradigmenwechsel vom Besitzen zum Benutzen. Längst mieten Kliniken ihre Röntgengeräte, und bald verkaufen auch die heutigen Autokonzerne nicht mehr Autos, sondern Mobilität. Dasselbe wird in der Bauindustrie passieren. Teppichhersteller werden nicht Rollmeter verkaufen, sondern Bodennutzungen mit Jahrespreis. Architekten werden nicht Leuchten und Leuchtmittel ausschreiben, sondern Lichtintensität im Raum. Hersteller werden diese inklusive Stromkosten liefern. Erst solche Modelle werden sie motivieren, wiederverwendbare Leuchten mit geringem Stromverbrauch zu bauen. Solche Wege müssen wir beschreiten.



Dirk Hebel (47) ist Professor für Nachhaltiges Bauen am Karlsruher Institut für Technologie und Forschungsleiter am Future Cities Laboratory in Singapur.

Wem gehört sie?

Das Eigentum ist in der Stadt breit gestreut und kennt unterschiedlichste Formen. Darum dauern strukturelle Veränderungen sehr lange, und es dürfte in den nächsten dreissig Jahren nur kleine Verschiebungen geben: von privaten zu institutionellen Eigentümern, und vielleicht steigt der Anteil gemeinnützigen Wohnraums.

Viel spannender ist: Wem gehört die Stadt ideell? Vor allem linke und kreative Kreise haben in letzter Zeit in vielen Städten einen an Chauvinismus grenzenden Lokalpatriotismus genährt. Dabei gehört die europäische Stadt allen: jenen, die hier wohnen, genauso wie jenen, die zum Arbeiten, Einkaufen oder Feiern kommen. Und den heutigen Einwohnern und Benutzerinnen nicht mehr als jenen der Zukunft. Paradoxerweise schreien heute oft Menschen, die Stadt gehöre ihnen, die selbst vor zehn oder zwanzig Jahren zuzogen. Jetzt, da sie «drin» sind, wollen sie keine weitere Veränderung. Weil sie das Stimmvolk sind, erhalten der Blick nach innen und das, was die Quartierbevölkerung heute will, viel zu viel Gewicht.

Die Wohnungsnot in den boomenden Städten ist ein Problem, zumindest für die Schlechtverdiener. Mit einer progressiven Siedlungsentwicklung könnten die Städte darauf reagieren. Heute stellen wir die Weichen dafür, aber es sieht ganz danach aus, als würden wir viel verpassen. Die meisten Vor- und Kleinstädte entwickeln ein dynamisches Selbstverständnis. Sie sehen Veränderung und Wachstum als Chancen für bessere Sozial- und Wirtschaftsstrukturen. Doch fast alle grösseren Städte der Schweiz – vielleicht mit Basel als Ausnahme – verlagern das Problem auf die nächste Generation. Sie halten zu stark an ihrem Städtebau fest und erlauben zu wenig Transformation. Das Traurige daran: Durch ihre Kurzsichtigkeit werden die heutigen Städter das zerstören, was sie eigentlich bewahren wollen – nicht die Form der Stadt, sondern ihre Offenheit und Durchmischung.



Joëlle Zimmerli (38) leitet das sozialwissenschaftliche Planungs- und Entwicklungsbüro Zimraum in Zürich. Sie beschäftigt sich mit Wohnfragen, Mobilitätsverhalten oder Zukunftsbildern für Quartiere, Städte oder Regionen.

Wird sie wichtiger?

Lange ging die Entwicklung in diese Richtung. Die Integration der EU stärkte die Regionen. Im Rahmen der Kohäsionspolitik flossen Finanzmittel, beispielsweise durch die Interreg-Programme, an den nationalen Regierungen vorbei. Die Städte traten international selbstbewusster auf. Doch dann beendete die Finanzkrise das Intermezzo. In ihrer Folge gaben internationale Gremien den Ton an. Zur Eurokrise kam die Migrationskrise, und seither gewinnen die Staaten wieder an Gewicht. Angesichts nationalistischer Tendenzen werden Stadtregionen in den nächsten dreissig Jahren schwerlich an Einfluss gewinnen. Kurz: Die Schwächung der multilateralen internationalen Ordnung schwächt auch die Städte.

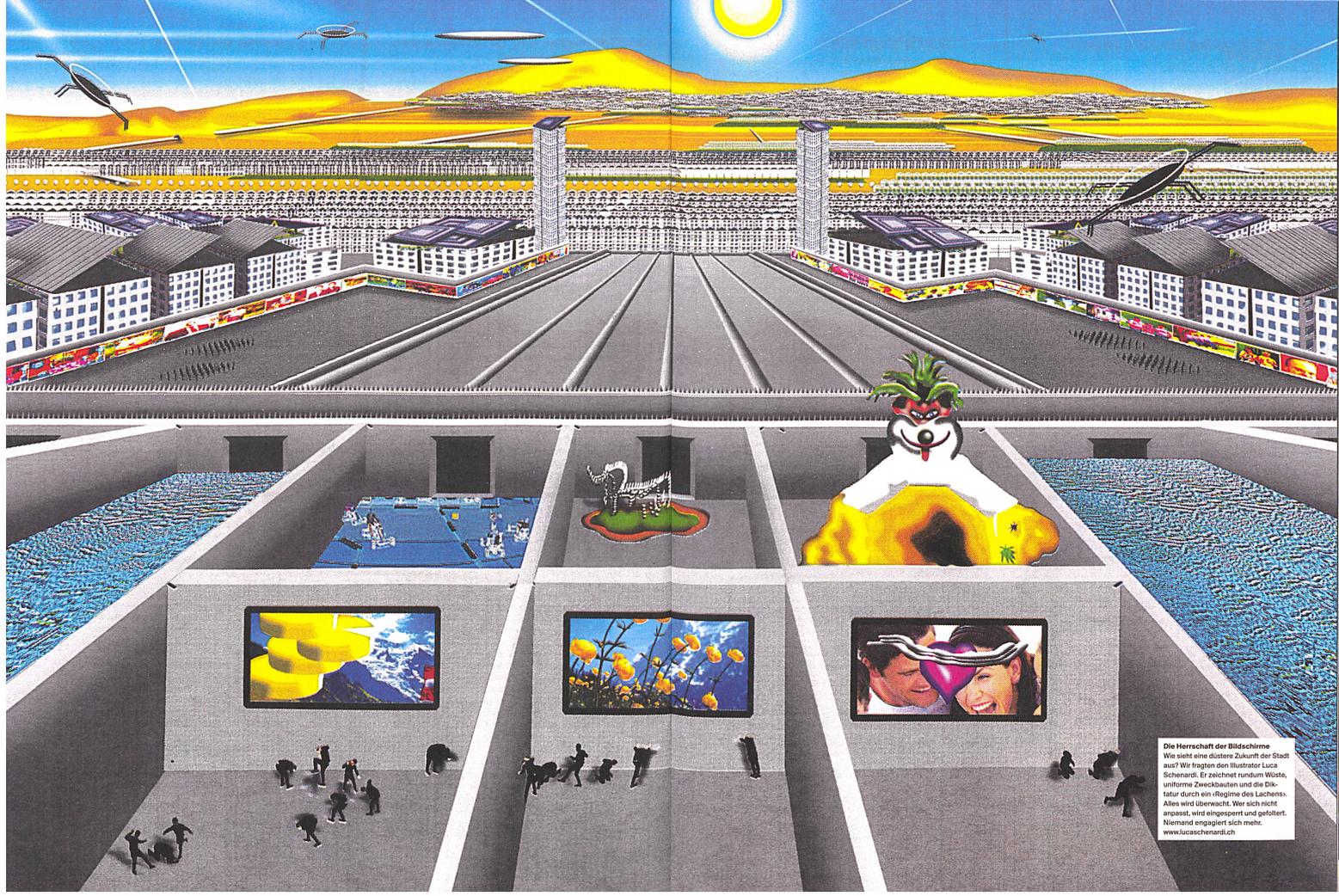
In der Schweiz verlief die Entwicklung ähnlich: Angesichts der städtischen Problemlagen in den Neunzigerjahren schuf der Bund eine Agglomerationspolitik. So stieg der Einfluss der Städte gegenüber der Bundespolitik in den Nullerjahren markant. Seit fünf bis zehn Jahren sieht

man aber eine Gegenbewegung. Die Kantonsregierungen kooperieren stärker, und den Berggebieten gelingt es erstaunlich gut, die Ressourcen in nicht-städtische Gebiete zu lenken. Wie früher beeinflusst die Peripherie die Bundespolitik weit über ihr demokratisches Gewicht hinaus.

Zugegeben, Städte sind Innovationslabore, gerade in der Klimapolitik. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die wichtigen Entscheide nach wie vor auf nationaler Ebene fallen. Doch weil immer mehr Menschen, also auch mehr Wähler, in städtischen Gebieten leben, werden ihre Anliegen wichtiger. Die nationale Politik wird weiterhin die Hauptrolle spielen, kann sich dabei aber immer weniger gegen die Interessen der Städte stellen.



Daniel Kübler (49) ist Politologe an der Universität Zürich und am Zentrum Demokratie Aarau. Er forscht über Politik und Demokratie im Stadtkontext, Bürgerbeteiligung und Multi-Level-Governance.



Die Herrschaft der Bildschirme
Wie sieht eine düstere Zukunft der Stadt aus? Wir fragten den Illustrator Luca Schenardi. Er zeichnet rundum Wüste, uniforme Zweckbauten und die Diktatur durch ein Regime des Lächens. Alles wird überwacht. Wer sich nicht anpasst, wird eingesperrt und gefoltert. Niemand engagiert sich mehr.
www.lucashenardi.ch

Gibt es eine Renaissance des Ländlichen?

Zusammengefasst: nein, aber! Das ist eine übersteigerte romantische Vorstellung gewisser Städter. Die Abwanderung von Familien in die Städte ist schwerlich umkehrbar. In einigen peripheren Räumen sind die Gegenkräfte zu schwach und die Schrumpfungprozesse zu weit fortgeschritten, der «point of no return» überschritten. Natürlich gibt es ländliche Regionen mit eigenen tragfähigen Strukturen, die jurassische Uhrenindustrie etwa oder die Chemie in Visp oder Domat-Ems. Auch reicht die Kraft mancher Städte weit. Glarus-Nord oder das untere Rhonetal wachsen wegen der Dynamik von Zürich und Genf. Und trotzdem: Das sind urbane Dynamiken, den Berggebieten stehen weitere Entleerungsprozesse bevor.

Nun das Aber: Die Schweiz ist ein topografischer Sonderfall. Sie ist kompakt, infrastrukturell gut erschlossen und dezentral organisiert. Viele ländliche Räume liegen näher bei Städten als beispielsweise in Frankreich oder Ostdeutschland. Zudem sind die Hälfte davon Berggebiete mit hoher Erlebnis- und Freizeitqualität. Die Stadt kann das Land hier stärker stabilisieren. Viele ländliche Räume können sich an die Städte andocken, als Hinterland mit Dienstleistungscharakter für die Metropolen und als gut erreichbare Sehnsuchtsorte. Andere Szenarien sind denkbar, aber die Chancen stehen gut für eine solche symbiotische Durchdringung zwischen Stadt und Land – oder besser: zwischen dem urbanen Mittelland und dem Berggebiet. Pensionierte Babyboomer aus den Städten machen ihre Zweitwohnungen zum Hauptwohnsitz. Selbstständige Kreativstädter arbeiten am Laptop mit Blick auf die Alpen. Man mischt seinen digitalen Lifestyle mit etwas Ländlichem. Bergland und Banker. Auch in München ziehen diese am Wochenende die Lederhosen an.



Daniel Müller-Jentsch (48) ist Volkswirt und Mitautor des «Städte Monitorings» des Thinktanks Avenir Suisse. Bei diesem erforscht er Fragen der Raumordnung, des Verkehrs und regionaler Ökonomien.

Wie klingt sie?

Sie summt, brummt und sirrt. Mit unseren Maschinchen produzieren wir immer mehr kleine Geräusche. Das macht die Stadt akustisch dichter. Im Sommer in Florenz, wenn alle Klimaanlage laufen, herrscht ein echter Surr-Nebel. Etwa so wird das. Dazu kommen mehr Tiergeräusche. Die Tiere leben oft gut in der Stadt, wo es keine Jagd und reichlich Futter gibt. Einige Vögel überleben nur dank der Kirchtürme und entwickeln grössere Kehlköpfe, um dem städtischen Klangdschungel entgegenzusingen.

Die Stadt von morgen ist auch lauter. Die Verbrennungsmotoren sind zwar so gut wie verschwunden, aber das ist nicht der Grund. Ab dreissig Stundenkilometern sind Elektroautos wegen der Abrollgeräusche nämlich gleich laut. Sie ist lauter, weil wir immer mehr Häuser mit hohen und industriell gefertigten Fassaden bauen. Solche Häuser wirken wie Verstärker, wirklich aktiv, und produzieren Schall. Ein paar verschämte Wiesenflecken und Bäumchen machen das nicht wett.

In der klangdichteren und lauterer Stadt gibt es mehr Ruheinseln. Vom Verkehr umströmte Orte wie der Zürcher Lindenhof zeigen: Solche Klangnischen kommen ohne Regeln und Ruhepolizisten aus, denn wir Menschen verhalten uns dort automatisch ruhig. Seit dem Jahr 2000 ist es in der Stadtentwicklung europaweit Pflicht, Ruheinseln zu schaffen. Ich wünsche mir ausserdem, dass wir sie – wie beim Wildwechsel – zu Netzen verbinden, mit wortwörtlich beruhigten Wegen.

Die Stadtplanung ist insgesamt sinnlicher. Nachdem wir lang genug den Lebensraum bloss nutzten und zu Geld machten, haben wir endlich gelernt, was uns guttut. Klänge, Gerüche und wie sich die Dinge anfühlen, all das trägt zur Gesundheit bei. Und diese ist volkswirtschaftlich relevant! Um beim Klang zu bleiben: Lange Zeit gehörte Lärmreduktion zu allen Projekten, doch gab es keine positive Klanggestaltung. Dann wurde sie Teil der obersten Richtplanung, und alles ward gut.



Andres Bosshard (63) ist Musiker und Künstler. Er entwickelt Instrumente, Klangexpeditionen und Klangarchitekturen wie den Klangturm für die Expo.02 in Biel.

Wie steht es um den öffentlichen Raum?

Nichts ist so resistent wie Besitzverhältnisse und Raumstrukturen. Die heutigen Strassen, Parks und Plätze werden auch zukünftig in öffentlicher Hand und nutzbar bleiben. Der öffentliche Raum wird sein Kleid behalten, aber wir werden ihn fundamental anders nutzen. Seine immer stärkere Liberalisierung, die Digitalisierung und die damit einhergehende Subjektivierung seiner Wahrnehmung nehmen in nächster Zeit noch zu. Dann setzt eine grundsätzliche Wertediskussion ein.

Es werden jene obsiegen, die sich den Raum aneignen und teilen, Verantwortung übernehmen und etwas machen wollen. Der öffentliche Raum muss und wird darum auch ein Kontrapunkt zum Digitalen sein, das unser Leben bis dahin noch stärker bestimmt und effektiviert als heute. Wir werden uns deshalb bewusster im öffentlichen Raum aufhalten und nach sinnlichen Qualitäten suchen: Geräusche, Gerüche, Grün, Gefühle, der Klang des

Kopfsteinpflasters. Und wir werden uns mehr begegnen. Kurz: Nach dem Exzess der Technik folgt eine Eroberung des Öffentlichen durch das Kollektiv.

Die Pessimistin in mir fürchtet sich vor einem marketingtechnisch angeleiteten Kollektivismus. Branding-Events wie Beachvolleyball von Nike in der Bahnhofshalle sind ein Erlebnis, kein Erleben. Ersteres ist inszeniert. Letzteres ist ein zivilgesellschaftlicher Prozess ohne Anfang, Ende und Ziel. Die Optimistin in mir hofft auf ungezwungene Begegnungen, dass wir im öffentlichen Raum in dreissig Jahren spontan zusammenkommen und auseinandergehen. Hoffentlich nutzen wir dann die nicht länger gebrauchten Parkplätze, um mit Unbekannten Tee zu trinken oder urbane Landwirtschaft zu betreiben. ●



Anne Brandl (40) ist Professorin für Architektur und Raumentwicklung an der Universität Liechtenstein. Zurzeit erforscht sie mitunter, wie sich die Agglomeration von der Landschaft her planen liesse.